

erschienen in: Három Holló [Drei Raben] 4 (2002) [im Druck].

Die v. Klára Kunsági ins Deutsche übers. Erzählung wird hier mit freundlicher Erlaubnis der Herausgeber veröffentlicht.

Besprechung des Textes unter:  
Orosz, Magdolna: Der verwundete Vogel oder Die erzählte Metapher.  
In: [www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz4](http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/MOrosz4).

## Erstes Kapitel

(vorgetragen von Joscelyne d'Aufreville, Erzählerin am Hofe des Grafen von Toulouse)

Jetzt, da die Nachrichten der großen Unglücksfälle aus dem Heiligen Land zu uns gekommen sind, werdet ihr mir gar nicht glauben, wenn ich euch erzähle, dass einst, vor langer Zeit, vielleicht aber auch nur vor hundert Jahren, da glänzten noch Ruhm und Sieg der christlichen Waffen auf jener Erde, wo unser Herr Jesus Christus mit seinem Blut und seiner Auferstehung die Menschheit von der Erbsünde erlöst hat. Der traurige Mensch glaubt den alten Frohlockungen nicht, wie vielleicht auch ihr mir meine Geschichte nicht glaubt, jetzt da die traurigen Nachrichten eingetroffen sind. Kaiser Friedrich Barbarossa ertrank im rasend fließenden Bach Kalykadnos, den der Heide Saleph nennt. Das ist das gleiche, aus Höllenquellen eiskalt hervorsprudelnde Wasser, welches das junge Leben Alexander des Großen auslöschte, wie alte Chroniken bezeugen, obwohl viele ihm, dem von Ammon Jupiter begünstigten Sohn, nachgesagt haben, dass ihn weniger das Wasser, als vielmehr der Wein in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahr getötet hat. Den Greis Barbarossa verschlang das gleiche Wasser, das auch den jungen Alexander hinriss, dort neben der von bösen Geistern bewohnten Höhle in Seleukia, aber vielleicht ist es ein noch viel größerer Verlust des Christentums, dass auch der unbändige König Richard Löwenherz sein großes Gelöbnis nicht einlösen konnte, um jetzt – zurückgekehrt aus dem Heiligen Land – in elendiger Gefangenschaft zu leiden. Obwohl die Seeleute aus Genua und Venedig, die uns die Nachricht überbracht haben, behaupten, dass Löwenherz eher für die Eroberung als für die Machterhaltung geschaffen ist.

Denn viel zügellose Leidenschaft und Unverträglichkeit sind in seiner Seele, wenig Ernst und Gelassenheit, wie sie Bohemund und den mit ihm gezogenen normannischen Rittern eigen waren, die hundert Jahre zuvor nicht nur die Heiden, die wilden Seldschuken und die schwarz blickenden Khamiten von der durch die Fußspuren unseres Herrn gesegneten Erde verjagt haben, sondern dort auch ein Königreich gegründet haben, weil der lothringische Herr Godofred Bouillon in seiner Inbrunst als einziger so hingerissen war, dass er dort, wo der Erlöser eine Dornenkrone getragen hat, keine goldene tragen wollte. Die anderen, vor allem die Normannen, wussten, dass neben der Sanftmütigkeit auch Kraft gefordert ist.

Ach, Godofred und Bohemund, ach, du Schilder zerspaltender Graf Hugo Vermandois, Nachkomme des Guiscard, Ritter Tankred, ach du – wie gut ist es, sich an euch zu erinnern, in den heutigen Tagen der Traurigkeit!

Das waren noch Helden, das waren wahrhaftige Krieger. Wenn auch der launenhafte Eremit Bruder Peter, der Sansavoir Ritter mit der einzigen Kluft und der Graf Emiko von Leining viel Abfall mit sich trugen, der unserer Erde nur gut tat, da sie so gesäubert wurde, aber der sanftmütige Godofred und dein großer Ahne, mein Graf, der in unserer Erinnerung unsterblich gebliebene Graf René, danach Stefan von Chartres und der normannische Robert, der Sohn des englischen Eroberers, nahmen die schönsten Blüten der Ritter mit sich durch Ungarn, durch das Land der Bulgaren, durch das Reich des falsch denkenden byzantinischen Alexius, hinunter bis ganz nach Syrien. Ich könnte euch viele Namen nennen, viele, bei deren Klang augenblicklich die rote Rose des Verlangens nach Ruhm auf euren Wangen erblüht, aber ich will euer Herz mit der erloschenen Glorie der Traurigkeit nicht aufwühlen.

Denn in meiner nun folgenden Geschichte geht es nur um einen Ritter.

Als bei Dorileum das Heer der Kreuzritter die erste Entscheidungsschlacht gewann, machte sich Godofred auf den Weg nach Antiochien, aber sein Bruder Balduin zog nach Edessa, ihm folgte Guido, ein sehr harter, unbarmherziger französischer Ritter, der Herr über das Reich Malpertuis.

Vor der erdrückenden Hitze der Sonne suchte sich die herumstreifende Meute einen Ort um im Schatten zu rasten, und der alte Kurde mit dem faltigen Gesicht und dem unwilligen Blick, den sie als Führer angeheuert hatten, gelangte mit ihnen an einen Ort, wo einige verkümmerte Bäume und ein wenig Gestrüpp Schatten spendeten. Dort ruhten sie sich aus, streckten sich auf die heiße Erde, die immer noch kühler war als die Luft, der eine schlief, der andere träumte. Nur einen, den Ritter Guido, ließ sein Blut – das heißer war als Erde und Luft



– nicht ruhen, diese mörderische Suchlust, diese innere Unruhe, die im Blut mancher Menschen lauern.

Er ging an den Rand des Gestrüpps, nahm seine lange Lanze mit der schmalen Spitze und sah sich um. Der Herrgott weiß, was er gesucht hat, aber er stieß sogleich auf den alten kurdischen Führer. Dieser saß dort in der Sonne, eingewickelt in seinen schmutzigweißen Burnus – auch Menschen, die mit ihren Worten kein Spiel treiben, sagen, dass diese Leute wie die Eidechsen sind: von der Wärme und dem Sonnenschein bekommen sie nie genug.

Ritter Guido warf ihm nur einen Blick zu, dann sah er hinauf in die schäbigen, von der Hitze müde gewordenen Baumkronen mit den ausgetrockneten Blättern. Auf dem breiten Blatt einer besenförmigen Palme sah er einen Vogel sitzen. Es war kein sehr schönes Tier, nur das Gefieder war gelblich, für einen Braten nicht unbedingt vielversprechend, aber Ritter Guido beehrte ihn dennoch, hob seine Lanze, um ihn vom Baume zu holen. Weil noch niemand von uns einen solchen Vogel gesehen hat, wollte er ihn erbeuten, denn solch ein Tier haben zuvor nur Menschen aus diesem Märchenland gekannt. Er hob seine Lanze und war bereit zum Wurf, als plötzlich der Kurde neben ihm zu sprechen begann:

– Diesen Vogel nicht.

Ritter Guido sah ihn mit zornigem Blick und einiger Bestürzung an und fragte:

– Was geht dich das an? Warum denn nicht?

– Weil dieser Vogel singt – antwortete der Kurde. – Dieser Vogel heißt Alérion. Und verdammt ist, wer dem Alérion etwas zuleide tut.

Guido lachte über diesen heidnischen Aberglauben und ließ die Lanze fliegen. Sie traf den Vogel, doch scheinbar streifte sie nur seine Flügel, denn der Alérion entflog dem breiten Blatt der Palme und gab einen wilden, fast menschenähnlichen Schrei, einen verzweifelten, wahnsinnigen Gesang von sich, flog mit verletzter Schwinge davon und verlor sich irgendwo im blendenden Sonnenlicht.

Guido stand dort unter der Palme, sah nach dem entfliegenden Vogel, da fielen von dem noch bewegten, breiten Blatt drei warme Tropfen. Drei Tropfen Blut des verletzten Alérion. Der eine Tropfen fiel auf den rechten Handrücken des Ritters, der andere in sein linkes Auge, der dritte mitten auf die Stirn...

Am nächsten Tag machte sich das Heer des Balduin wieder auf den Weg nach Edessa, aber der rastlose Ritter Guido fand auch dort kein Bleiben, er kehrte zum Hauptheer zurück und belagerte mit diesem Antiochien, aber als Kerboga, der Emir von Mosul begann, das Christentum zu sehr zu bedrängen, zog er gemeinsam mit den Flüchtenden zurück, überquerte das Meer und erreichte krank, wie die übrigen auch, von den Venezianern beraubt die Insel Sizilien.

Er war sehr krank. Seine Augen schmerzten und sein Augenlid quoll rot und blutig geschwollen hervor. Und das Fieber schüttelte ihn. Als er sich aus Sizilien nach Hause bis nach Frankreich durchgeschlagen hatte, war er schon halb blind, so trugen sie ihn auf einer Bahre in das Schloss, wo ihn Geneviève, die Tochter eines seiner Offiziere, pflegte. Diese nahm der verfallene Ritter zur Frau, sie gebar ihm einen Sohn. Ritter Guido konnte dieses Kind nicht mehr sehen, weil sein Auge gänzlich erlosch. Er begann erst wieder zu sehen, als das ewige Licht ihm leuchtete...

Denn höre, mein Graf, und höret ihr Herren, ich selbst bin auch ein Sänger, also weiß ich, dass es jedem so ergeht, der von Leidenschaft oder Instinkt getrieben den Singvogel Alérion verletzt.

## **Zweites Kapitel**

(Abbé Scarrons Brief an Fräulein Diana D'Avricourt)

Man wirbt um Ihre Hand, meine Göttin, und Sie bitten mich um Rat, ob Sie heiraten sollen, Ihre Hand und Ihr Herz dem Herrn Des Maupertuis, der um sie anhält, schenken sollen. Ich gestehe Ihnen, dass ich um eine Antwort ebenso verlegen bin, wie ich es zu sein pflege, wenn mich mein Koch fragt, ob er den Spargel mit Butter, oder in Salzwasser gekocht mit Sauerrahm bereiten solle. Ich mag ihn auf beide Arten so sehr, dass ich ihm genauso wenig entschlossen antworten kann, auch jetzt fühle ich, dass ich Ihnen bloß einen schlechten Rat geben könnte. Eben deshalb also gebe ich Ihnen zwei Ratschläge und bitte Sie inständigst, dass Sie entweder den einen oder den anderen zu Herzen nehmen, denn wie gesagt, beide

sind schlecht, aber umsonst bekommt man nur gute Ratschläge, und was man umsonst bekommt, das ist nichts wert.

Also ist mein Rat der folgende: Vermählen Sie sich auf jeden Fall mit Herrn Des Maupertuis, weil er einer sehr vornehmen Familie entstammt, seine Vorfahren spielten schon zur Zeit der Kreuzzüge eine gewichtige Rolle und brachten auf ihrem Wappen drei Amselvögel aus Palästina mit. Stellen Sie sich nur vor, drei Vögel, also drei Alérion wie es mein gelehrter Freund, Ritter Reveillac, der ausgezeichnete Heraldiker, sagen würde. Der größere Teil ihres uralten Familienvermögens ist noch in ihrem Besitz, doch das Vermögen der D'Avricourt, nehmen Sie mir diesen erneuten gastronomischen Vergleich nicht übel – ist schon zerronnen, wie Butter auf Spargel. Außerdem ist Herr Maupertuis auch in seiner Manneschönheit beachtenswert. Seine stattliche Größe, die leuchtenden Augen, seine Art sich zu kleiden sind hinreißend. Seine Sprache ist fast so geistreich, wie die des Schauspielers Pocqelin, und seine beständige Lust zu sprechen und Geschichten zu erzählen erinnert an Herrn La Fontaine. Werden Sie seine Frau.

Mein anderer Rat hingegen ist folgender: Vermählen Sie sich um nichts in der Welt mit Herrn Des Maupertuis, denn erstens ist dieser Mensch kurzsichtig. Mehr noch, wie sehr seine Augen auch glänzen mögen, er ist halbbblind. Vor den schlecht sehenden Menschen aber muss man sich fürchten, weil sie, nicht mehr fähig, die Wirklichkeiten der äußeren Welt zu sehen, in sich hineinschauen und dort eine neue, seltsame Welt erblicken und diese Welt versuchen sie denjenigen aufzuzwingen, die gesunde Augen haben. Das aber ist nicht die Hölle – sie werden sehen, dass ich einmal recht behalte, entweder hier, oder dort drüben in England – bedeutet nicht die Hölle, sondern eine noch größere Folter: das verlorene Paradies.

Bei Paradies fallen mir die Paradeiser ein. Sie dürfen sich schon allein deshalb nicht mit Herrn Des Maupertuis vermählen, weil er in seinen jungen Jahren mit Vorliebe in *sauce aux tomates* zubereiteten Geflügelbraten genoss. Die *sauce aux tomates* aber – was Sie sicherlich nicht wissen –, hat die gleiche Wirkung auf Männer, wie die Trüffel oder aber der mit dem Aroma der Spanischen Fliege verfeinerte Gewürzwein. Das könnte auch der Grund dafür sein, dass die rechte Hand des Herrn Des Maupertuis fortwährend zittert. Ihm ist ein krampfhaftes Zucken eigen, welches – lachen Sie mich wegen dieser merkwürdigen Fantasterei nicht aus – auf mich eine Wirkung hat, als hätte er eine unsichtbare Feder in der Hand. Seine Hand zuckt, wie die eines Menschen, der schreiben will, aber noch nicht weiß, was er schreiben soll. In seiner Hand ist eine Art unsichtbare Feder, aber ihr fehlt noch die Tinte. Auch die Hand meines Vaters hat so gezittert, und sehen Sie, meine Hände sind gelähmt. Das kann bei Herrn Des Maupertuis eine anfängliche Krankheit sein. Werden Sie um nichts in der Welt seine Frau.

Besser ist, Sie nehmen meine Huldigung entgegen und essen an Fastentagen den Spargel mit Sauerrahm, an Sonntagen mit Butter. Am Fronleichnamstag aber, wenn er noch ganz jung ist, lassen sie ihn ein wenig mit Semmelbröseln bestreuen.

### Drittes Kapitel

(aus dem Tagebuch eines Komödienschreibers)

In jener Zeit hat Duchenier das Theater Porte St. Michel geleitet, und es ist vielleicht keine falsche Bescheidenheit, wenn ich behaupte, dass Sardou, mein Freund Raoul und meine Wenigkeit zu seinen größten Stärken zählten. Die anderen Stücke scheiterten der Reihe nach, wir aber haben in jeder Saison immer wieder Dinge zustande gebracht, die in der Phraseologie des Theaters meiner Zeit noch Kassenschlager genannt wurden.

Zwar halte ich die Erinnerung an meinen armen Freund Duchenier in Ehren – der Arme starb in Montpellier an Magenerweiterung –, doch ich muss gestehen, was die Entlohnung betrifft, war er nicht sehr freigebig, hingegen gab er sehr viel auf seine Mahlzeiten und sah uns und andere Feder oder Pinsel schwingende Leute gern an seinem Tisch. Wenn ich so sagen darf, er hat uns lieber mit Matelote und Périgord-Trüffel bezahlt als mit Bargeld.

Aber die Gesellschaft, die bei ihm zusammengekommen ist, war wirklich erlesen. In seinem Haus machte ich die Bekanntschaft mit C., dem ausgezeichneten Dichter. Dieser Mensch war die Poesie (Lyrik) selbst, leider lebte er eben deshalb unter sehr schlechten Umständen. Weil heute die Lira auch in Italien nur mehr hundert Centesimi wert ist, manchmal scheint es mir, dass die guten alten päpstlichen Soldos und Bajazzos besser waren, obwohl ich nicht klerikal, geschweige denn ein Boulangerist bin.

Ein anderer bemerkenswerter Gast an Ducheniers Tisch war Maupertuis, der große Romancier. Ich habe ihn schon aus früherer Zeit gekannt, als er bloß Chronist bei der Zeitung *Cricri* war, zu der ich kleinere Nachrichten aus dem Theater, sie wissen schon, solche Skandalgeschichten beigesteuert habe. Maupertuis war schon damals ein ziemlich exaltierter Mensch und zankte sich häufig mit dem Verleger, der auf ihn sehr angewiesen war, also hat er ihn erbärmlich bezahlt, damit Maupertuis dies nicht bemerkt. Ich erinnere mich daran, dass er anstelle der Gasflamme immer Kerzen verlangte, denn, wie er sagte, störe das starke Licht seine schmerzenden, leidenden Augen. Er hatte die Gewohnheit, dass er geradewegs aus dem Bett in die Redaktion kam und zunächst stundenlang nichts arbeitete, er rauchte nur und trank verschiedenste Stimulanzien. Wie sehr sich auch der Gérant wegen den fehlenden Skripten die Haare raupte, er antwortete nur:

– Ich bin kein Soldat, der aufsteht und gesund ist. Mir schmerzen am Morgen – das war gewöhnlich Nachmittags um fünf Uhr – die Augen, meine Hände zittern und meine Stirn ist betäubt. Warten sie.

Und sie haben auf ihn gewartet.

Danach schrieb er seinen großen Roman, mit dem er auf einmal ein reicher Mann wurde, doch dann trank er keinen Angostura mehr, sondern Äther, er schluckte Medizin in großen Mengen. Beim Aufstehen so große Mengen Morphium, wie Daudet, vor dem Schlafengehen manchmal Brom, ein andermal Chloral. Ich glaube, wenn das Aspirin und Veronal damals schon erfunden worden wären, hätte er die auch genommen, weil er ständig über Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit klagte.

Später blieb er auch von Ducheniers Soupé fern, er verließ sogar Paris, weil er menschen-scheu geworden war. Er zog in die Normandie, kaufte sich eine Yacht und besegelte das Meer, weil er dort auf keine Menschen traf. Doch wir, und fast ganz Paris vergaßen ihn beinahe gänzlich.

Eines Tages saßen wir wieder bei Duchenier zusammen, die übliche angenehme Gesellschaft, und Goncourt (der Ältere) sprach von den fantastischen Plänen irgendeiner Freien Akademie. Dann öffnete sich die Tür und Chayla, der Arrangeur des *Cercle Automnale*, trat ein. Auch er war immer ein gern gesehener Gast im Haus Duchenier, aber diesmal erschrecken wir wahrhaftig bei seinem Anblick, so wirr und dunkel war sein Gesicht.

– Was haben Sie? – fragten wir ihn alle zugleich.

Ich bringe eine Nachricht – antwortete Chayla mit heiserer Stimme.

– Woher?

– Aus der Normandie.

– Was ist geschehen?

– Maupertuis ist gestorben. Er hat sich umgebracht.

Ich war nie in der Lage, einen Akt so ausgezeichnet abzuschließen, wie es dort im Zimmer geschah. Entsetzte Gesichter, stockende Atemzüge, aber eigentlich, wenn man die Sache genau betrachtet, hat der arme Maupertuis schon mit den ersten beiden Aufzügen seines Lebens dieses Szenario glänzend vorbereitet. Langsam gewannen wir unsere Stimme wieder, Chayla erzählte uns die Geschehnisse in gestückelten Worten:

– Er hat sich auf seiner Yacht umgebracht, auf der beflügelten Alérion... Draussen, schon auf offenem Meer, aber noch in Ufernähe... Nur die beiden Schiffsjungen waren bei ihm... Zu Tode erschrocken brachten sie die Yacht zurück in den Hafen, der eine rannte gleich zu mir... Ich eilte auf das Schiff, Maupertuis saß dort unten auf einem der samtroten Seitenbänke in der Kajüte, auf seinen rechten Ellenbogen gestützt... In ihm war kein Leben mehr... er hatte sich in sein linkes Auge geschossen, sein Blut spritzte auf die Stirn, von dort perlte es in langsamen Tropfen hinunter auf seine rechte Hand, die noch immer die Pistole hielt... Oben um den Masten kreisten Vögel mit weinendem Kreischen und schlugen die Luft mit ihren Flügeln...

Die Gesellschaft löste sich nach dieser traurigen Nachricht natürlich sofort auf, wir verabschiedeten uns von Duchenier, was mir ziemlich leid tat, weil es so besprochen war, dass ich an diesem Abend den zweiten Aufzug meiner eben entstehenden Komödie mit dem Titel *Toujours perdrix* vorlesen sollte, doch daraus wurde natürlich nichts. Zwei Wochen später aber wurde *Toujours perdrix* im Theater Porte St. Michel ein glänzender Erfolg.